

Die erste halbe Stunde im Paradies

Janine
Adomeit



Roman
 ARCHE



Die erste halbe Stunde im Paradies

Janine
Adomeit

Roman

 A R C H E

Die Arbeit an diesem Roman wurde gefördert
durch ein Arbeitsstipendium der Kulturstiftung
des Landes Schleswig-Holstein.

Das Zitat auf S. 139 stammt aus: Harro Albrecht, *Schmerz.
Eine Befreiungsgeschichte*. Droemer Taschenbuch,
München 2016, S. 8. Mit freundlicher Genehmigung
von Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG.



ISBN 978-3-7160-0011-3

Originalausgabe

1. Auflage 2025

© 2025 Arche Literatur Verlag,

ein Imprint der Atrium Verlag AG, Zürich

Alle Rechte vorbehalten. Der Verlag untersagt
ohne ausdrückliche schriftliche Zustimmung
die Nutzung dieses Werkes im Sinne des § 44b UrhG
für das Text- und Data-Mining.

Gesetzt aus der Arno Pro Regular

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

www.janineadomeit.com

www.arche-verlag.de

Instagram: [arche_verlag](#)

Für B. und K.

Für jedes Leid auf dieser Welt, so scheint's,
gibt es ein Mittel oder keins.
Ist eines da, versuch's zu finden,
ist keines da, musst du's verwinden.

Kinderreim

Prolog

Kurz vor Silvester 99 holten wir den größten Koffer aus dem Keller und packten Kleidung, Zahnbürsten und den Plastikbeutel mit den weißen, gelben und rosafarbenen Tabletten, denn unsere Mutter hatte eine ihrer Ideen gehabt: Sie wollte den Jahreswechsel mit uns in Italien verbringen. Die »Jahrtausendwende«. Ein Wort, das seit Monaten in jeder Zeitschrift zu lesen war, in Talkshows und in den Nachrichten benutzt wurde und das unserer Mutter gut gefiel. Es nützte nichts, als mein Bruder ihr vorrechnete, dass für einen Urlaub nicht genug Geld in der Familienkasse war. Einwände machten unsere Mutter nur entschlossener. Zudem hatte sie ihr Ziel schon ganz genau vor Augen: Sie wollte nach Pisa. Ihr Wunsch war, dort Fotos zu machen, auf denen es so aussah, als würden wir den Schiefen Turm mit unseren Händen stützen und am Fallen hindern. Das sei Touristenquatsch und herausgeschmissenes Geld, sagte Kai, er brauche das nicht.

Ja, *jetzt* vielleicht nicht, erwiderte unsere Mutter; aber irgendwann würden wir ihr dankbar sein für solche Erinnerungen.

Die Zugfahrt dauerte zweiundzwanzig Stunden, sechs Mal mussten wir umsteigen. Sofern wir gleichzeitig wach waren, spielten wir »Nenne alle Opern, die mit L beginnen« oder »Wer kennt die meisten Komponisten des Barock?«. Hin und wieder sangen wir die Volks- und Kinderlieder aus der grünen Kladde, »Froh zu sein bedarf es wenig« und »Der Hahn ist tot«; dabei durfte ich seit Kurzem das Fingerschnippen übernehmen, während Kai den Takt mit den Füßen stampfte. Wie immer gab es ein paar Leute, die sich an unserer Lautstärke störten, doch von den meisten Fahrgästen bekamen wir Applaus. Unsere Mutter lächelte. Hinterher ärgerte sie sich, dass wir keinen Hut zur Hand hatten, den wir hätten herumreichen können.

In Pisa fanden wir kurz nach unserer Ankunft ein Dachzimmer in einer Zwei-Sterne-Pension, nachdem unsere Mutter sich mit Bruchstücken ihrer Italienischkenntnisse durchgefragt hatte. Sie und Kai schliefen im Doppelbett und ich daneben auf einer ausklappbaren, muffigen Liege. Ich schaltete das Licht wieder ein und jammerte über den Geruch. Mein Bruder zog mich auf, nannte mich »Grenouille«, eine Figur aus dem Buch, das er gerade im Deutschunterricht lesen musste, ließ sich aber dazu überreden, den Schlafplatz zu tauschen. Am nächsten Morgen, dem des 31. Dezember, gelang es uns beim zweiten Versuch, die richtige Buslinie zu finden und an der richtigen Haltestelle auszusteigen: Platz der Wunder, Piazza dei Miracoli, dessen Name Kai und mich hungrig machte und über den ein scharfer, von der Küste kommender Wind fegte. Auch der Himmel über uns war nicht strahlend blau

wie auf den Postkarten und Kalenderblättern, sondern hing voll bleifarbener Wolken. Italien hatten wir uns anders vorgestellt.

Eine Viertelstunde lang probierten wir verschiedene Blickwinkel auf den Turm aus, froren und schimpften, da wir nicht daran gedacht hatten, Handschuhe oder Mützen mitzunehmen. Endlich waren wir der Meinung, die perfekte Stelle gefunden zu haben. Wir positionierten uns mithilfe der Anweisungen der jeweils anderen beiden: seitlich zur Kamera stehend, Ausfallschritt, die Arme nach vorne gestreckt, die Hände im 90-Grad-Winkel nach oben zeigend. Der Wind, der mit jeder Minute zuzunehmen schien, riss an unseren Haaren und ließ unsere Ohren vor Kälte brennen. Ich war froh, als ich fertig war und wieder auf und ab hüpfen konnte, um warm zu werden. Zuletzt war unsere Mutter dran. Immer wieder kniff sie die Augen zusammen, weil der Wind ihr Sand und Staub entgeschleuderte. Sie hatte Mühe, sich gegen die Böen zu stemmen und dabei aufrecht zu bleiben. Daher hockte ich mich hinter sie und umklammerte ihre Knie, sodass sie das Gleichgewicht halten konnte. Außerdem machte ich einen runden Rücken und zog den Kopf ein, in der Hoffnung, auf dem fertig entwickelten Bild nicht zu sehen zu sein oder zumindest problemlos mit der Schere abgeschnitten werden zu können. Während ich unsere Mutter so festhielt, begann es zu nieseln, nadelfein und dezemberkalt, der Regen rann mir in den Kragen und von dort als langer, dünner Strich, wie ein Ausrufezeichen, den Rücken hinunter.

Abends, draußen stürmte es mittlerweile, gab es Pizza und Tiramisu in dem Restaurant unter unserer Pension. Kai trieb einen Kugelschreiber auf und spielte auf der rot-weiß karierten Papiertischdecke Schiffe versenken mit mir. Dazwischen legte unsere Mutter ihren Kopf auf seine Schulter – »Mein Großer!« –, oder sie nahm meine Hand in ihre – »Meine Kleine!« –, und mein Bruder und ich schauten uns über ihren Scheitel hinweg an. Er blinzelte: Alles okay bei dir? Ich blinzelte zweimal zurück: Alles okay. Wenig später kam die Erschöpfung, unsere Mutter hatte sich zu viel zugemutet. Der kalte Wind steckte ihr in den Knochen, vor allem aber im Nervensystem. »Ich und meine entzündeten Nerven«, sagte sie; es sollte lustig klingen, wie der Titel einer Vorabendserie, und normalerweise lachten wir über ihre Witze, aber an diesem Abend waren wir zu müde. Mein Bruder und ich schafften es gerade so, sie die drei Stockwerke hoch ins Zimmer zu bringen. Oben angekommen, sagte sie, es tue ihr leid, nun doch nicht mit uns reinfeiern zu können. Dann nahm sie ihre Tabletten ein – zwei weiße, eine gelbe, eine rosafarbene – und legte sich hin, die Bettdecke bis zum Kinn hochgezogen und die Kopfhörer des Discmans in den Ohren. *Rinaldo* von Georg Friedrich Händel. Denn Händel machte ihr einfach gute Träume.

Kurz vor Mitternacht gingen mein Bruder und ich in den Hof der Pension, der durch die Mauern der Nachbarhäuser begrenzt wurde und windgeschützt lag. Außer uns war nur ein Mann dort. Er hatte sich seinen Mantel wie einen Vampirumhang um die Schultern gelegt, saß schweigend an einem Klapptisch und rauchte.

»Der ist einsam«, flüsterte ich.

»Nein, der will einfach nur allein sein«, sagte Kai.

Aber er ging trotzdem hin und schnorrt den Mann auf Englisch um eine Zigarette an.

»Willst du mal ziehen?«, fragte er mich, sobald er sie angesteckt hatte.

Ich schüttelte den Kopf. »Mama sagt, das macht die Stimme kaputt.«

Kai grinste nur und stieß den Rauch mit einem langen »Pffff« aus.

Ich sah ihn an. Die sandfarbenen Haare, die schönen, langen Wimpern. Der Eckzahn, an dessen Spitze seit einem Fahrradunfall ein winziges Stück fehlte. Viele Mädchen an unserer Schule fanden Kai interessant. Sie mochten, dass er so gut Gitarre spielte, eigene Songs schrieb und Mitglied in der Schulband war. Immer wieder sollte ich ihm Nachrichten zustecken: ob er mit einer von ihnen gehen wolle. So ein Quatsch, sagte er dann, und dass er ohnehin keine Zeit für eine Freundin habe. Inzwischen schrieb ich die Zettel selbst, fälschte die Unterschriften. Ich wollte es einfach nur hören. Hören, wie er sagte: »Für so was hab ich keine Zeit.« Ich mochte es auch, wenn jemand ihn meinen Halbbruder nannte und Kai die Person sofort korrigierte: »Bruder.« Es war nämlich egal, dass sein Vater ein Orchestertrompeter aus Kopenhagen war, während meiner in Berlin einen Bioladen betrieb. Rasmus und Klaus. Es hätte auch andersherum sein oder sich um zwei ganz andere Männer handeln können. Es spielte keine Rolle. Für unsere Mutter nicht mehr und für Kai und mich noch nie.

Drüben auf der Straße wurde es jetzt laut, Lachen und Kreischen. Glas klirrte. Raketen stiegen fauchend in dem viereckigen samtschwarzen Ausschnitt Himmel über uns auf. Es war so weit. Das Jahr 2000. Ich wusste, ich würde noch viele Wochen 99 statt 00 in die Datumszeile meiner Schulhefte schreiben. Außerdem, 00, das war doch das internationale Zeichen fürs WC.

»Es war schon okay, dass wir Mama nichts gesagt haben, oder?«, versuchte ich mich bei meinem Bruder zu vergewissern, weil mich trotz unserer Abmachung auf einmal ein schlechtes Gewissen überkam.

»Was meinst du?«

»Das, wovon du im Radio gehört hast. Das mit der Jahrtausendwende und dass die eigentlich erst von 2000 auf 2001 ist, aber die meisten das falsch verstehen oder falsch rechnen und deshalb denken, die wäre schon jetzt.«

»Ach so«, sagte Kai. »Ja, schon. Sie hat sich doch so gefreut. Man muss nicht jede Wahrheit auch erzählen. Manchmal ist es besser so.«

Ich hatte das brennende Bedürfnis, auf diese Aussage hin nachzubohren, doch ich kam nicht dazu, da es auf einmal direkt hinter uns laut prasselte und wir reflexhaft zur Seite sprangen. Jemand hatte aus einem der Fenster einen Batzen Knallerbsen in den Hof geworfen. Verschreckt griff ich nach der Hand meines Bruders. Kai drückte sie.

»Na gut«, sagte er. »Dann lass uns mal wieder reingehen.«

1

Wie immer beginnt es damit, dass sich alle versammeln und im Kreis aufstellen. Es ist ein großer Kreis; über fünfzig Leute, das Organisationsteam nicht mitgezählt. »Enger zusammen!«, fordert die Rothaarige aus der Personalabteilung, deren Namen ich mir nicht merken kann. »Noch enger, bitte!« Sie ist erst zufrieden, als sie überall einen sprichwörtlichen Schulterschluss sieht. Dombrowski erscheint auf der Bildfläche. Vorhin, beim Einchecken, hat er noch Hemd und Krawatte getragen, jetzt steckt er in einem blauen Poloshirt, auf dem das Unternehmenslogo prangt. Er stellt sich in die Mitte und wiederholt, wofür dieses Wochenende gedacht ist und was gemeinsam erreicht werden soll, ganz im Sinne des Titels dieser Veranstaltung: *Erfolgsfaktor Team*. Am Ende der Ansprache fordert er uns auf, uns bis zum Mittagessen noch mal zurückzuziehen und unsere Erwartungen zu notieren, damit wir am Sonntagnachmittag, wenn der ganze Spuk vorbei ist, eine persönliche Bilanz ziehen können. Die Rothaarige fängt an, zu diesem Zweck Karteikarten und Kugelschreiber zu verteilen. Als ich an der Reihe bin, habe ich den

Eindruck, dass sie mehr als bei den anderen darauf achtet, wie viele Karten ich aus ihrer Hand abzähle. Ich nehme sieben Stück. Sehe ihr unentwegt in die Augen. Acht. In der Innentasche meines Blazers summt mein Handy, ich ignoriere es. Neun. Zehn. Die Rothaarige und ich lächeln uns mit gefletschten Zähnen an. Dann darf sich jeder noch ein weißes und ein blaues Poloshirt vom Stapel nehmen. Auf dem Weg in mein Zimmer bemerke ich, dass in den Stoff bereits der neue Slogan eingestickt ist: *Palmerston & Hendricks. Because we care.* Das ging schnell.

Oben angekommen, werfe ich die Karteikarten der Rothaarigen in den Papierkorb. Brauche ich nicht, ich weiß sehr gut, was meine Erwartungen an die bevorstehenden Tage sind. Erstens: dass mir mein Vortrag über opioidbasierte Schmerztherapie, der für morgen Vormittag angesetzt ist, die dafür veranschlagten 20 Credit Points einbringt. Zweitens, dass ich mit diesen Punkten die 250er-Marke knacke, also die Kategorie Silber verlasse und in den P&H Gold Club eintrete. Drittens erwarte ich, mich künftig mit Soft-Skill-Fortbildungen dieser hochnotpeinlichen Art nicht mehr herumschlagen zu müssen, denn Gold-Club-Mitglieder haben wichtigere Dinge zu tun. Vor allem tun sie sie unter besseren Bedingungen: flexiblere Arbeitszeiten, eine Infinity-Tankkarte, die den privaten Verbrauch miteinschließt, sowie drei Tage Extraurlaub, sofern der persönliche Jahresumsatz gleich bleibt oder sich steigert. Aber dabei will ich es nicht bewenden lassen. Noch vor dem Herbst werde ich mich endlich auf eine Stelle im Innendienst bewerben, um dort mitzumischen, wo die Rädchen von Wissenschaft, Forschung und Marketing

ineinandergreifen. Nicht nur ist das Aufgabengebiet interessanter, weil dort Entscheidungen getroffen werden, die die Kommunikationsstrategien für den gesamten deutschsprachigen Raum betreffen. Es ist auch eine Tätigkeit, die zum Großteil in Onlinekonferenzen stattfindet und für die man nur einen Schreibtisch und stabiles W-LAN braucht.

Zwar wünscht sich Petersen, der zum Jahresende in den Ruhestand gehen und seine Position als Gebietsleitung Nördliches Schleswig-Holstein vakant hinterlassen wird, mich als Nachfolgerin, wie er ständig betont. Aber darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Ich freue mich zu sehr auf die Entschleunigung, die der neue Job verspricht. Darauf, nicht mehr jede Woche Hunderte von Asphaltkilometern zwischen Nord- und Ostseeküste herunterreißen und viele Stunden mit dem Laptop auf dem Schoß in schlecht gelüfteten Wartezimmern sitzen zu müssen – was während der Corona-Jahre eine echte Zumutung war –, sondern hauptsächlich aus dem Homeoffice zu arbeiten. Außerdem denke ich groß. An das neue Flaggschiff von P&H, das Fentanyl-Pflaster für den palliativmedizinischen Bereich, um genau zu sein. Im Marketing haben sie gerade erst angefangen, an der deutschlandweiten Marktstrategie für das Pflaster zu feilen, und dabei kann ich mit meinen Qualifikationen von entscheidendem Nutzen sein. Schließlich habe ich mich in den vergangenen Monaten nicht umsonst mit Medizinerinnen der unterschiedlichsten Fachrichtungen über das Thema Schmerzbehandlung unterhalten und mich fast täglich nach Feierabend mit Fachaufsätzen über stark zentral wirksame Analgetika beschäftigt. Ein halbes Fernstudium. Und das wird man meinem morgigen Vortrag, der selbst-

verständlich als Vorab-Bewerbung zu verstehen ist, auch anmerken. Es ist für mich die perfekte Gelegenheit zu zeigen, wer in der Belegschaft das nötige Fachwissen und den zeitgemäßen Rundumblick für einen erfolgreichen Launch des neuen Premiumprodukts hat. Ansonsten bringe ich die Zeit bis zum Seminarende jetzt irgendwie hinter mich, um guten Willen zu zeigen und mir auf den letzten Metern keinen Fleck auf meiner weißen Weste einzuhandeln.

Zwanzig Punkte, wie gesagt, darüber hinaus erwarte ich von diesem Wochenende nichts. Möglich, dass hier eine gewisse Abgebrühtheit aus mir spricht, denn ich bin nun schon neun Jahre für Palmerston & Hendricks, kurz P&H, tätig – ein US-Pharmaunternehmen, ansässig in der Nähe von Boston, erfolgreich geworden in den 1980ern mit Rheumasalbe, Expansion nach Deutschland Anfang der 2000er. Inzwischen wird nahezu das gesamte Arzneimittelspektrum bedient. Ich habe angefangen mit Hustenlöser und mich innerhalb von drei Jahren hochgearbeitet zu einem breiten Portfolio mit Schwerpunkt Psychopharmaka, vor allem Tranquilizer für die Behandlung von Angst- und Panikstörungen; das beste Pferd in meinem Stall ist wenig überraschend Diazepam, früher bekannt als Valium. Für den Job im Vertrieb nutzen die meisten Kollegen zwar die Bezeichnung »Pharmareferent/-in«, oft noch mit der Ergänzung »IHK-geprüft«, aber das ist letztlich Augenwischerei – eine Kompensation für das häufig abgebrochene Studium der Medizin, Biologie oder Chemie und weil man dem Partner oder den Eltern versprochen hatte, noch etwas aus sich zu machen. Bei Lichte betrachtet tun wir nichts anderes, als sehr spezielle Produkte zu bewerben.

Sind wir gut darin, werden diese vom Haus- oder Facharzt häufiger verschrieben als jene der Konkurrenz. Das gilt natürlich nur für die Ärzte, die sich grundsätzlich auf uns einlassen, keinen *Mein Essen zähl ich selbst-* oder *Pharmalobby unerwünscht*-Aufkleber an der Praxistür haben. Manche sind wirklich energiegeland stolz auf ihre Unbestechlichkeit. Aber was haben sie letztlich davon? Wenig Ahnung von den neuesten Entwicklungen auf dem Markt und, schlimmer, frustrierte Sprechstundenhilfen, die auch gerne mal einen Clip-on-Schrittzähler oder einen Blumenstrauß in den P&H-Unternehmensfarben abstauben würden. Man kann halt niemanden zu seinem Glück zwingen.

Ein weiterer Anruf geht auf meinem Handy ein. Bestimmt Klaus, der wissen will, ob ich zu seinem Sechzigsten nicht doch nach Berlin kommen will. Doch als ich das Ding aus meiner Tasche gefummelt habe, zeigt das Display eine mir gänzlich unbekannte Nummer. In dem Fall wird es einer meiner Ärzte sein, der noch Fragen zu einem neuen Produkt hat, aber eigentlich nur demonstrieren will, dass er auch am Wochenende Beratung erwartet. Oder einer, der gehört hat, dass ein Kollege auf einen Kongress eingeladen wurde, und sich nun bei mir beschweren will, dass P&H ihn übergangen hat. Gerade unter älteren Medizinnern hält sich hartnäckig die Idee des »kurzen Dienstwegs«, obwohl ich regelmäßig darauf hinweise, dass für solcherlei Belange unsere Marketingabteilung zuständig ist. Dort gibt es seit Kurzem einen Kollegen, der sich ausschließlich damit beschäftigt und sich Zielgruppensatisfaktionsmanager nennt.

Das Vibrieren des Handys stoppt. Gut. Ich bin sowieso nicht in der Laune für Diskussionen. Ich bin müde. Kaum zu fassen, dass sie uns um neun Uhr morgens hier antanzen lassen, weswegen ich den Wecker auf fünf stellen musste. Nur so konnte ich noch ganz normal meine Morgenrunde laufen. Diese vierzig Minuten brauche ich mittlerweile einfach, um überhaupt in den Tag reinzukommen. Außerdem sehe ich nicht ein, warum ich wegen einer Weiterbildung meinen über vierhunderttägigen Streak in der Health App unterbrechen sollte.

Es ist jetzt kurz nach elf, wie mir ein Blick auf meine Armbanduhr verrät, gegessen wird laut Plan um halb eins. Das kann ja heiter werden. Gähnend lehne ich mich in meinem Sessel zurück und betrachte die Kunstdrucke, die vor mir an der Wand angebracht sind. Rechts und links japanische Kalligrafie, schwarz auf weiß; das Bild in der Mitte zeigt einen mit wenigen Pinselstrichen angedeuteten Storch oder Kranich, weiß auf schwarz. Die Drucke komplettieren das Farbkonzept des Raums, in dem ansonsten alles, Wandfarbe, Vorhänge, Teppich, Bettwäsche, Bademantel, in Schattierungen von Hell- bis Dunkelgrau gehalten ist. Dieser Stil ist typisch für die Hotels, die Palmerston & Hendricks bucht. Minimalistisch, teuer. Sie lassen sich nicht lumpen. Wegen mir könnten wir allerdings auch woanders absteigen. Ich brauche kein ausgeklügeltes Design und auch keine Smart Technology im Zimmer. Ohnehin ergäbe es nach den Erfahrungen der letzten Jahre mehr Sinn, wir würden die Fortbildungen irgendwo auf dem Land und nicht ausgerechnet im Zentrum von Hamburg

abhalten, wo ein Drittel der Leute abends verloren geht und am nächsten Morgen nicht mal mehr zum Frühstück erscheint. Aber mich fragt ja keiner.

Dass die von Human Resources mir ausgerechnet diese Fortbildung aufs Auge gedrückt haben, eine, die eher für die Frischlinge im Unternehmen gedacht ist, hat mich damals geärgert und ärgert mich noch. Ich hätte mir die fehlenden Credit Points auch über andere Bildungsformate erarbeiten können, aber es war der ausdrückliche Wunsch der Personalabteilung, dass ich sie über die Teilnahme an *diesem* Seminar erwerbe. Ich weiß genau, woher hier der Wind weht. Sie können meinen Erfolg – beziehungsweise meinen Weg zum Erfolg – nicht akzeptieren. Die schlichte Tatsache, wie viel ich bereits für das Unternehmen geleistet habe, ohne besonderes Augenmerk auf »Team Spirit« geben zu müssen. Ich bin mein eigenes Team. Aber das passt nicht in die Unternehmensphilosophie, die dahingehend uramerikanisch ist. Es kommt nicht von ungefähr, dass in Rundmails und im Intranet gerne von »The Family« gesprochen wird; dass es als Auszeichnung gilt, einen Spitznamen verpasst zu bekommen. Meiner ist Schneekönigin, denn ich gelte als still und kalt. Er hat anscheinend so weit die Runde gemacht, dass in meinem letzten Entwicklungsgespräch insbesondere von der Rothaarigen darauf gepocht wurde, dass ich meine sozialen und kommunikativen Kompetenzen offensiver zum Ausdruck bringen solle. Außendienst, selbstständiges Arbeiten, Eigenverantwortung gut und schön, aber so funktioniere das langfristig angeblich nicht. Ich solle das Seminar als ganzheitliche Chance sehen, zum Netzwerken und Kontakteknüpfen.

Das sei doch – wie hat sie es noch mal ausgedrückt? Das sei doch für mich als Alleinstehende auch irgendwie *praktisch*, und ich möge das jetzt bitte nicht falsch verstehen.

Wie offenkundig sie mich bedauert hat. Dabei ist die Partnerlosigkeit wirklich mein kleinstes Problem. Oder besser gesagt, sie ist überhaupt keins. Keine Beziehung bedeutet auch kein schwarzes Loch, das Lebensenergie frisst und Verpflichtungen und Konflikte am laufenden Band produziert. Ich habe gern meinen Frieden. Aus demselben Bedürfnis heraus bin ich damals, ich hatte meine Stelle im Unternehmen gerade erst angetreten, von Hamburg-Eimsbüttel nach Haasbüll gezogen, mitten rein ins nordfriesische Nichts, knapp dreihundert Einwohner, absolute Ereignislosigkeit, Arsch der Welt. Wenn ich ausnahmsweise zu Fuß im Ort unterwegs bin, etwa auf dem Weg zum einzigen Briefkasten, sehe ich Teenagergrüppchen mit chronisch empörten Gesichtern an der Bushaltestelle stehen. Sie wollen nur fort. Weit weg, anderes Land, andere Klimazone, anderes Sonnensystem, aber erst mal mit dem Regionalbus zum nächsten Einkaufszentrum, um sich dort mit anderen zu treffen, die es als ebensolche Zumutung empfinden, erst groß werden zu müssen und dann auch noch hier. Wenn man mich fragt: Sie wissen nicht, wie gut sie es haben. An Gedankengängen wie diesen merke ich, dass ich älter werde, und das fasziniert und beruhigt mich gleichermaßen. Diese einfache, unaufhaltsame, absolute Ordnung der Dinge.

Deshalb könnte ich mir, sofern das mit dem Innendienst klappt, tatsächlich vorstellen, bis zur Rente bei P&H zu bleiben. Aufgrund der Bezahlung in unserer Branche ist zumindest sicher, dass ich eine kriege, die den Namen

auch verdient. Wahrscheinlich wird es sogar mehr sein, als wenn ich fertig studiert und dieselbe Zeit über angestellt in einem Labor gearbeitet hätte. Manchmal logge ich mich nur in meinen Onlinebanking-Account ein, um mir meinen Kontostand anzusehen. Die Zahl ist stets, nun ja: angenehm fürs Auge. Dennoch war es mitnichten das Geld, das mich dazu bewegt hat, die Uni abzubrechen und bei P&H anzufangen. Vielmehr war die Stelle eine Gelegenheit, einem geplatzten Traum zu entkommen. Denn vom Stoff mal abgesehen, hatte ich mir alles an meinem Biochemiestudium anders vorgestellt, als es dann wirklich war. Die Leute. Das Institut. Sogar den Putzmittelgeruch in den Fluren. Ich fühlte mich dort nicht wohl. Trotzdem zog ich noch bis ins Hauptstudium durch, konnte mir die Fehlentscheidung nicht eingestehen. Bis es irgendwann nicht mehr ging. Nach meiner vorzeitigen Exmatrikulation verbrachte ich drei Wochen im Bett, aß und duschte kaum. Als ich die Kraft hatte, wenigstens meinen Rechner mal wieder hochzufahren, wurde mir auf einer Webseite die Stellenanzeige von P&H eingespielt; der Rest ist Geschichte.

Meine Ziele stecke ich jetzt realistischer. Ich will einfach in Ruhe *sein* dürfen. Das ist es doch, worauf sich alle Lebewesen bis hinunter zur Amöbe einigen können: auf möglichst wenig Leid. Oder Stress, rein wissenschaftlich gesprochen. Das Einzige, worauf man bauen kann. Die Mindestutopie. Das kleinste gemeinsame Paradies. Jedenfalls könnte es eins sein. Bloß, nicht mal die Einzeller schaffen es, einander unbehelligt existieren zu lassen. Das fängt schon bei dem allerwinzigsten Lebewesen an, *Nanoarchaeum equitans*, so klein, dass auf einer Nadelspitze eine halbe

Million Exemplare Platz hätten. Seine Strategie besteht darin, sich parasitär an die Oberfläche größerer Mikroben zu heften und sich von ihnen herumtragen zu lassen. Was für eine impertinente Grenzverletzung. So kann das natürlich nichts werden. Aber die erste halbe Stunde im Paradies – die Zeitspanne, in der niemand etwas von einem will oder braucht und man selbst auch von niemandem etwas will oder braucht und daher nichts wehtun kann –, diese erste halbe Stunde stelle ich mir vor wie Glück. Auf der letzten Weihnachtsfeier habe ich Petersen davon erzählt; wir waren draußen unter den Heizpilzen alkoholbedingt etwas sentimental geworden, nachdem er wieder von seinen Plänen für die Zeit nach der Rente erzählt hatte. Aber ausgerechnet auf diesen Köder, meine Vision, sprang er nicht an. Im Gegenteil, er fand, ich klänge resigniert, und empfahl mir, häufiger unter Menschen zu gehen oder mir ein Hobby zu suchen. Das enttäuschte mich. Ich hatte mich ernsthaft für seine Ansichten interessiert. Mich ihm gegenüber geöffnet, damit er es auch täte, Stichwort kommunikative Kompetenzen verbessern. Aber das war anscheinend auch wieder nicht richtig. Künftig lasse ich solche Aktionen bleiben, lieber höre ich mir weiterhin Sprüche aus dem Kollegium an wie »Du machst dich immer so rar« oder »An dich kommt man gar nicht richtig ran«. Damit kenne ich mich immerhin aus, denn Klaus hat diese Sätze meine ganze Jugend hindurch geleiert. Dass ich die Anzahl meiner persönlichen Kümmernisse gering halten möchte, scheint für mein Umfeld unheimlich schwer zu verstehen zu sein. Vielleicht, weil sie in ihren Leben selbst zu viele Kompromisse eingehen und damit unglücklich sind. Ich

dagegen weiß sehr gut, dass man nicht alles haben kann. Aber *was* ich habe, das will ich ganz für mich.

Die Arbeit, zum Beispiel. Fragt man Petersen, dann nehme ich sie zu ernst. Nach seiner Überzeugung arbeitet es sich besser, wenn man auch mal »Fünfe gerade sein« lässt. Aber was weiß er schon; er ist ein Dinosaurier. In der Zeit, aus der er kommt, konnte man auch mit Mittelmaß erstaunlich viel erreichen, zumal als Mann. Er hat wirklich zum richtigen Zeitpunkt der Geschichte gelebt. Neulich hat er mich gefragt, wie ich mich außerhalb des Unternehmens eigentlich noch verwirklichen will. Er hat keine Ahnung, wie schwer es war, überhaupt bis hierhin zu kommen. Hier zu sein. Auf genau dieser Sprosse der Leiter. Nicht nach unten zu sehen, damit einem nicht schwindlig wird, aber auch nicht zu lange nach oben, weil einen sonst der Mut verlässt. Wie schwer es ist, die Balance zu halten. Sie *auszuhalten*. Allein solche Veranstaltungen wie diese hier. Abzüglich Schlaf, Frühstück, Mittag- und Abendessen sowie Kaffeepausen bleiben immer noch Pi mal Daumen achtzehn Stunden übrig. Achtzehn Stunden voller Übungen zur »Feedback- und Fehlerkultur« oder zu »Gemeinsamen Werten« und morgen dann die Einzelreferate. Das ist viel. Zumal nicht nur die Rothaarige, sondern auch die neue Marketingleitung vor Ort ist und sich sicher auf irgendeine Art einbringen wird. Was soll's, ich werde einfach unter dem Radar fliegen. Mich zurückhalten und mit dem Hintergrund verschmelzen. Bleibt nur noch, die Nacht zu überstehen. Vor allem tief genug zu schlafen. Andernfalls muss ich die Dramen mitanhören, die auf dem Flur beginnen, in den Zimmern ihren Lauf nehmen und wieder auf dem Flur enden, in

manchen Fällen inklusive Tränen und Beleidigungen. Das Fortbildungsfremdgehen bei P&H hat mittlerweile derartige Ausmaße angenommen, dass man eigentlich kostenlose Kondome für alle im Budget einplanen müsste. Vielleicht wäre es ratsam, jemanden um eine niedrig dosierte Schlaftablette zu bitten. Alles, was ich selbst an Muster- und Probierpackungen im Kofferraum habe, ist viel zu stark, ich würde erst morgen Nachmittag wieder aufwachen. Lüdtke, Einzugsgebiet Kiel, könnte etwas Passendes haben.

Wieder summt mein Telefon. Hier ist jemand ungewöhnlich hartnäckig. Diesmal lege ich es direkt mit dem Bildschirm auf die Tischplatte, der Anruf verstummt sofort. In meiner Fantasie ärgert sich auf irgendeinem norddeutschen Reit- oder Golfplatz ein Mediziner und nimmt sich vor, mich beim nächsten Besuch in der Praxis zusammenzustauchen, von wegen man könne leicht auch die Produkte der Konkurrenz verschreiben. Am ehesten traue ich dieses Verhalten Dr. Staake zu. Und tatsächlich habe ich ihn schon länger nicht mehr besucht. Er befindet sich aber auch so unglaublich weit draußen: Zuerst fährt man Autobahn, dann Bundesstraße, dann Landstraße, Landstraße, Landstraße, irgendwann ist man dort, wo selbst die Krähen ins Überlegen kommen und umdrehen. Genau da residiert Staake in einem reetgedeckten Gutshof aus dem 19. Jahrhundert, daneben ehemalige Wirtschaftsgebäude und Pferdeställe, die zu Ferienwohnungen mit Schwimmbad und Sauna umgebaut wurden. Praktischerweise kommen die Patienten nach den Eingriffen direkt dort unter, um sich zu erholen.